

## Die Lage der katholischen Mission in Indien.

Von P. A. Bäth S. J. in Valkenburg<sup>1</sup>.

Die Eigenart der indischen<sup>2</sup> Missionsphysiognomie erscheint vielen in der Heimat als ein wahres Rätsel. Auffallend ist schon die geographische Verteilung der Christen. Drei Viertel wohnen auf engem Raum zusammen: auf der Westhälfte von Ceylon, an der Südspitze des Festlandes und daran anschließend in den Küstenprovinzen, westlich bis nach Goa, östlich bis nach Madras hinauf. Auch vom übrigen Viertel ist mehr als die Hälfte an gewissen Punkten zusammengedrängt; so auf dem Hochland von Ischota-Nagpur, in Bombay und den nördlich angrenzenden Landschaften, am untern Stromlauf des Ristna, in Südbirma und in andern kleinern Gebieten. Die größere Masse des indischen Festlandes, über vier Fünftel des Flächenraums, ist äußerst dünn mit Christengemeinden besät. Dies gilt namentlich von der dichtbevölkerten Ebene von Hindostan.

Der jährliche Zuwachs ist in Indien geringer als auf anderen blühenden Missionsfeldern wie China und Afrika; und wieder sind es im allgemeinen dieselben Gebiete, wo die Ergebnisse wirklich erfreulich sind, während das weite katholikendarme Land wenig Früchte zeitigt.

Eigentümlich ist endlich die große Sorgfalt, die man überall dem höheren Erziehungswesen zuwendet. Ein bedeutender Bruchteil der besten Missionskräfte weicht dieser Aufgabe, scheinbar ohne jeden missionarischen Erfolg. Denn Bekehrungen unter den Gebildeten gehören zu den seltenen Ausnahmen. Die erdrückende Mehrheit der indischen Christen entstammt gar den niedersten sozialen Schichten.

Es geht nicht an, wie es leider häufig geschieht, ganze Missionsgenossenschaften der Vernachlässigung ihrer Pflicht zu zeihen oder ihre Methode als verfehlt hinzustellen. Solche allgemeine Erscheinungen müssen in den Verhältnissen des Missionsfeldes ihren Grund haben. Diese Ursachen mögen zuerst kurz angeführt werden, um für die spätere Schilderung der Missionslage vor dem Krieg und in der gegenwärtigen schweren Zeit eine Grundlage zu gewinnen.

<sup>1</sup> Einer der durch den Krieg aus Indien vertriebenen Missionare, jetzt Redaktionsmitglied der RM. — Vgl. den Aufsatz von P. Soupert S. J. 3M I [Red.].

<sup>2</sup> Unter Indien verstehe ich in folgendem 1. das britisch-indische Reich (einschließlich Birmas) mit seinen Schutzstaaten, 2. die portugiesischen und französischen Besitzungen auf der vorderindischen Halbinsel und 3. Ceylon, das geographisch ganz zu Indien gehört, wie wohl es unter getrennter Verwaltung steht.

Die Bevölkerung dieser Ländermasse belief sich nach dem Zensus von 1911 auf 320 129 316 Seelen; davon entfallen auf das Kaiserreich 315 132 537, auf Französisch-Indien 282 379, auf Portugiesisch-Indien 604 930, auf Ceylon 4 109 470. Der Religion nach waren rund 67 Millionen Mohammedaner, 219 Millionen Hindu, 13 1/4 Millionen Buddhisten, 10 1/4 Millionen Animisten, 3 Millionen Sikh, 1 1/4 Millionen Dschain, 100 000 Parsen, 21 000 Juden, 1 1/2 Millionen unbestimmt, 4 693 522 Christen (P. Soupert S. J. im Catholic Directory of India 1913, 423 ss.; vgl. auch RM 41 [1912/13] 116).



### I. Zum Verständnis der indischen Missionsphysiognomie.

1. Das Erbe der Vergangenheit. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde durch die Errichtung der getrennten Missions-sprengel von Madras (1832), Kalkutta und Ceylon (1834), Madura und der Koromandelküste (1836) und Nord-Malabar (1837) in die katholische Mission Indiens der Keim zu neuem Leben gelegt. Aus der großen Missionszeit der früheren Jahrhunderte war eine Christenheit herübergerettet worden, die eine Million zählen mochte; aber mancherorts glich sie einem Trümmerhaufen, und überall lag das kirchliche Leben tief danieder. Es war die Folge der langen Missionsverwaisung. Das europäische Personal war nahezu ausgestorben, und der indisch-portugiesische Klerus stand nicht auf der Höhe seiner Aufgabe.

Die kirchliche Neuordnung hatte zudem das goanesishe Schisma im Befolge, das die Lage noch verschlimmerte. Auch war die Zahl der europäischen Missionskräfte noch äußerst gering. Nach 1857 legten sich wohl die Wogen des Schismas, aber eine Trennung zwischen dem portugiesischen Padroado und der Propaganda blieb in einigen Sprengeln bestehen. Auch seit der endgültigen Kirchenordnung von 1886 bleibt ein gewisser Gegensatz fühlbar, der bis auf den heutigen Tag wie ein Hemmschuh wirkt.

Nach 1857 galt es zunächst, aufzubauen und zu festigen, das religiöse Leben in den Altchristen zu erwecken und einen neuen eingeborenen Klerus heranzuziehen. Diese Aufgaben nahmen die beste Zeit und Kraft in Anspruch. Zugleich war zwei andern dringenden Bedürfnissen abzuhelpen. Die weithin zerstreuten Militärstationen und die an den Hauptisenbahnpunkten sich ansammelnden Gemeinden von europäischen und eingeborenen Christen mußten mit Kaplänen versehen werden. In den fünfziger Jahren begann der Aufschwung des Schulwesens. Sollten die Katholiken nicht hoffnungslos der Rückständigkeit verfallen oder den religionslosen staatlichen und den protestantischen Anstalten ausgeliefert werden, so mußte sich die katholische Mission mit aller Kraft auf das Erziehungswesen verwerfen.

Erst nachdem diesen Bedürfnissen Genüge geschehen und immer mehr Arbeiter nachrückten, konnte man auf Neuerwerbungen ausgehen. Die Heidenmission in Indien im größeren Maßstabe ist deshalb erst 30–40 Jahre alt. Die frühere Million war allerdings bis 1881 auf 1610265<sup>1</sup> angewachsen, aber die Zunahme muß fast ausschließlich auf Rechnung des natürlichen Wachstums gesetzt werden. Noch mehr als jetzt waren die Christen auf Südbindien beschränkt.

Dieser kurze Rückblick zeigt, daß die indische Heidenmission jungen Datums ist, und erklärt schon zur Genüge die geographische Verteilung. Die Ursachen der relativ geringen Fortschritte, namentlich auf der großen katholikentarmen Fläche sind jetzt anzuführen. Sie liegen in den religiös-sozial-politischen Verhältnissen des Landes.

<sup>1</sup> RM 40 (1911/12) 210.



2. Die Widerstandskraft des Hinduismus. Im Vorübergehen sei darauf hingewiesen, daß die Hauptmasse der Mohammedaner in der Ebene von Hindostan sitzt, wo sie im Westen und in Ost-Bengalen die Mehrheit bilden. Wie überall stellt auch in Indien der Mohammedanismus dem Christentum eine undurchdringliche Front entgegen; hierin liegt schon eine Ursache der dürftigen Erfolge im Norden.

Wir handeln im folgenden hauptsächlich vom Hinduismus, der herrschenden Religions-, Kultur- und Gesellschaftsform. Die andern heidnischen Religionen können als Zweige des Hinduismus aufgefaßt werden (Dschainismus und Sikhismus), oder sie sind ihm innerlich verwandt und neigen zu ihm hin, sobald sie mit ihm in Berührung kommen (Buddhismus und Animismus). So geheimnisvoll ist sein Einfluß, daß er sogar den Mohammedanismus und das Parsen- und Judentum in seinen Bann zieht und nur mit Mühe vom Christentum ferngehalten werden kann.

Der Hinduismus als Religionsform ist ein Chaos. Alle religiösen Anschauungen vom Monotheismus, Pantheismus und Atheismus durch die Vielgötterei hindurch zum Fetischdienst hinunter finden in dem System einen Platz. Sogar in denselben Köpfen. Denn das Hindudenken ist verschwommen, phantastisch und voll von unlöslichen Widersprüchen in seiner religiösen und philosophischen Ideenwelt. Der Hinduismus ist aber zugleich eine gesellschaftliche Struktur und als solche faßbarer. Ein Hindu könnte definiert werden als ein Indier, der in einer der 100 000 unter brahmanischer Leitung stehenden Kasten geboren ist und die äußere Beobachtung der von alters überkommenen religiösen und gesellschaftlichen Gebräuche als sein wichtigstes Gebot anerkennt, gleichgültig, welchen religiösen Anschauungen er im Innern seiner Seele huldigt. In neuester Zeit wird der Begriff immer dehnbarer, und es gelten alle als Hindu, die nicht ausgesprochen Christen, Juden, Muselmänner, Parsen oder Buddhisten sind: so die Dschain und Sikh; die Animisten, die vom Hinduismus mit unheimlicher Macht angezogen werden; die innerlich stark monotheistisch denkenden und das Kastenwesen verwerfenden Reformatoren, weil sie äußerlich hinduistischen Vorurteilen nachgeben; selbst Europäer, wie die Theosophistin Besant und „Schwester“ Nivedita, die sich zum hinduistischen Ideenkreis bekennen.

Es ist schwer, einem solchen Gegner zu Leibe zu rücken. In den Köpfen, in denen die widersprechendsten Dinge wirr durcheinanderwogen, die festumrissenen Begriffe der christlichen Dogmen zu pflanzen, ist fast unmöglich. Sollte es doch gelungen sein, so ist damit noch wenig gewonnen. Die christlichen Wahrheiten werden den andern Ideen einfach beigegeben. Wie der Hinduismus durch Übernahme fremder Götter und religiöser Begriffe so vielgestaltig geworden ist, so kann er ohne Schwierigkeit christliche Wahrheiten aufnehmen und Christus und die Heiligen in seinem Pantheon unterbringen. Das zeigt sich deutlich bei den Anhängern der Brahmo Samadsch, die reden und handeln wie Christen, aber die Bande, die sie mit dem Hinduismus verknüpfen, nicht ganz zerreißen können. Seltene Ausnahmen von Schülern



christlicher Anstalten haben sich zum Christentum durchgerungen: auch bei ihnen bleibt die Gefahr eines Rückfalls bestehen. Die Protestanten wollen mehr solcher Bekehrter besitzen. Der Grund liegt darin, daß auch dort dem Ekkleziazismus viel Raum gewährt wird. Viele ihrer sogenannten Christen sind nach unseren Begriffen aufgeklärte Hindus.

Noch andere Schwierigkeiten bleiben zu überwinden, auch wenn sich ein Hindu zur Erkenntnis von der Wahrheit des Christentums durchgerungen hat. Der Indier ist seinem Charakter nach wohl stark im Ertragen, er kann sich aber schwer zu heldenmütigen Entschlüssen aufraffen. Nicht ohne Grund ist das Nichtwollen und Nichtthun das Tugendideal des Hindu- und Buddhistenheiligen.

Das unüberwindlichste Hindernis ist jedoch der Zwang der Kaste. Er hält die Masse der Bevölkerung wie in eiserne Fesseln geschlagen. Wer als Hindu geboren ist, muß Hindu bleiben: dieser Gedanke sitzt fest und tief. Mit allen Fasern seines Herzens hängt der Hindu an seiner Familie und den altehrwürdigen, von seinen Ahnen ererbten Gebräuchen. Ein Wechsel der Religion bedeutet zugleich einen Bruch mit der Familie, einen Verrat an der Kaste, die ihm das Vaterland vertritt, eine pietätlose Verleugnung der Vorfahren. Wie ein Geächteter würde er ausgestoßen und beständigen Verfolgungen ausgesetzt sein. Nach dem in einigen Eingeborenenstaaten bestehenden Recht würde auch Enterbung folgen. Zu Tausenden sind in früheren Zeiten Hindus in den Tod gegangen, als man sie zwingen wollte, Mohammedaner zu werden und somit ihre Kaste zu verlieren. So stark ist diese Fessel, daß auch der moderne freigeistige Hindu im praktischen Leben selten mit ihr bricht. Das Hindernis wird teilweise beseitigt, wenn schon andere Mitglieder derselben Kaste übergetreten sind, so daß der Neubekehrte sofort eine neue Heimat findet, oder wenn zahlreiche Genossen zu gleicher Zeit den Schritt wagen und einen christlichen Zweig der Kaste bilden. Die katholische Mission verlangt bei der Aufnahme nur den Bruch mit den religiösen Gebräuchen, die sich allerdings bei der innigen Verquickung der beiden nur schwer von den gesellschaftlichen scheiden lassen, während die protestantische Missionsmethode im allgemeinen die Aufgabe der Kaste, sogar ein sichtbares Zeichen des Bruchs vorschreibt. Deshalb kann die protestantische Mission kaum auf viele Bekehrungen aus den besseren Ständen rechnen.

Somit entfaltet der Hinduismus da, wo er stark ausgebildet ist, eine ungeheure passive Widerstandskraft. Das ist der Fall bei der großen Masse der ackerbautreibenden Bevölkerung, die an ihren Göttern und Sitten zähe festhält<sup>1</sup>. Eine hartnäckige Verteidigerin des Alten ist die indische Frau, die wie überall aufrichtig fromm ist und den alten Glauben getreu hütet. Als Beschützer des Hindutums tritt selbstverständlich der Brahmane, auch der frei-

<sup>1</sup> Noch heute würde der Hindubauer lieber verhungern oder verdursten, als von einem Europäer oder einem Mann niederer Kaste ein Stück Brot oder einen Trunk Wasser annehmen.



geistige, in die Schranken, um seine Herrschaft über die Geister und seine überragende gesellschaftliche Stellung auch weiter zu behaupten.

3. Die jungindische Renaissance. Unter Jungindien verstehen wir jene Kreise, die höhere westliche Schulbildung genossen haben und sich westlichen Methoden und Ideen zugänglich zeigen. Schon seit Beginn des vorigen Jahrhunderts wurden in Bengalen vereinzelt Hindus durch protestantische Missionare mit der christlichen Kulturwelt bekannt gemacht. Zeitmarken bedeuten sodann die Jahre 1835, 1854 und 1857, in denen nach und nach das höhere englische Schulwesen nach Indien verpflanzt wurde<sup>1</sup>. Man beging den verhängnisvollen Fehler, von oben anzufangen. In immer wachsender Zahl, ganz außer Verhältnis zur allgemeinen Volksbildung, drängten sich die besseren Klassen, die Brahmanen an der Spitze, in die staatlichen und missionarischen Anstalten. Ein halbgebildetes Gelehrtenproletariat war im allgemeinen das Ergebnis. Doch nicht wenige tranken tiefer aus dem Born der neuen Weisheit. Diese geistige Auslese wurde die Führerin in einer neuen Zeit.

Die Erweiterung des Gesichtskreises, namentlich durch das Geschichtsstudium, das im altindischen Unterricht ganz fehlte, sowie die Anwendung westlicher Hilfsmittel und wissenschaftlicher Methoden auf das Studium der indischen Literaturen hatten nun eine für die Mission hochbedenkliche Folge. Dem Indier wurde jetzt erst ein Einblick in seine Vergangenheit eröffnet, in seine umfangreiche Literatur, die Meisterwerke ersten Ranges aufweist; in eine uralte hochstehende Kultur; in den Schatz religiöser und philosophischer Gedanken, die wohl oft nur wie Goldkörner im wertlosen Gestein unter dem Wust von Beschmacklosigkeiten verborgen liegen, aber gesammelt eine beträchtliche Summe von Weisheit ausmachen. Kann man sich wundern, daß der leicht erregbare und zur Übertreibung neigende Indier sich für seine Vergangenheit erwärmte und die einheimische Religion und Sitte überschätzte, zumal europäische und amerikanische Gelehrte und Schwärmer ihm beipflichteten und von der indischen Weisheit faselten, die wie früher so auch in Zukunft die Welt erleuchten müsse? Zudem war und ist die Kenntnis des gebildeten Indiers von christlichen Dingen zu oberflächlich. Er schöpft sie aus der ganz vom rationalistischen oder protestantischen Geist durchsäuerten englischen Literatur, aus einem flüchtigen Einblick in die europäische Geschichte, aus dem Verkehr mit protestantischen oder religionslosen Professoren und aus der Beobachtung des unchristlichen Wandels niedrig stehender Europäer (man denke nur an die 76 000 britischen Söldner). Er sieht fast nur die äußere Schale, die naturwissenschaftliche und technische Entwicklung; kurz, die materialistische Seite der westlichen Kultur. Die innere Schönheit und Erhaben-

<sup>1</sup> 1835 wurde auf Macaulays Anregung der Grundsatz aufgestellt, daß an Stelle der orientalistischen Studien die europäische Kultur und Wissenschaft durch das Medium der englischen Sprache der geistigen Elite Indiens zugänglich gemacht werden sollten. 1854 wurden private Schulunternehmungen beliebiger religiöser Richtung durch Zusage von staatlichen Mitteln ermutigt. 1857 entstanden die drei ersten Universitäten nach englischem Muster.



heit des Christentums bleibt ihm ein verschlossenes Buch. Die christliche Tugend, die nur im Verborgenen blüht, ist ihm unbekannt. Man ersieht hieraus schon die hohe Bedeutung der katholischen Schulen und des Beispiels selbstlosen Wirkens bei unseren Missionaren und Schwestern. Aber der ungünstige Gesamteindruck wird im allgemeinen dadurch nicht gehoben.

Die Überzeugung von der Gleichwertigkeit oder gar Überlegenheit des indischen Geistes- und Gesellschaftslebens ist aus diesen Gründen in jungindischen Kreisen allgemein geworden. Natürlich ist man zur Einsicht gelangt, daß alles der Läuterung bedürfe. Christliche Kultur und Religion dienten, bewußt oder unbewußt, als Vorbild. Das Kastenwesen, der Polytheismus und gewisse soziale Mißstände wurden sogleich als wahre Krebschäden erkannt. Die moralische und gesellschaftliche Läuterung wurde ernstlich in Angriff genommen. Die schlimmsten Auswüchse (Witwenverbrennung, Mädchenmord, Menschenopfer, religiöser Selbstmord) konnten, sobald die Einsicht sich Bahn gebrochen, von der Regierung verboten werden. Die Witwenheirat wurde gesetzlich gestattet, allerdings ohne nennenswerten Erfolg. Die Gebildeten wandten sich vom groben Böhendienst ab und pflegten eine geistigere Religion; sie suchten auch die unsittlichen Elemente im Volkskultus zu beseitigen. In neuerer Zeit werden caritatives Wirken und soziale Arbeit als besondere Lösungen ausgegeben. Es entstanden den katholischen Orden nachgebildete Einrichtungen, wie Bokhale's Gesellschaft der Diener Indiens und die Seva Sadan-Schwesterngenossenschaft, die sich der Hebung und Erziehung der Frauenwelt widmet. Neue theistische Sekten wurden gegründet. Sehr energisch wird in neuester Zeit die Mission unter den bedrückten Klassen betrieben.

Je nach dem Maße der Entlehnung vom Christentum und der Überzeugung von dem Werte indischen Wesens lassen sich zwei allgemeine Gruppen von Jungindiern unterscheiden: die liberalen, eklektischen, mehr oder minder monotheistisch gesinnten, welche Ideen, Ausdrucksweise und Einrichtungen vom Christentum übernehmen, die Bibel und Nachfolge Christi eifrig studieren und gleichzeitig mit den Beden, der Bhagavat Gita und dem Koran zitieren; und die konservative Richtung, die wohl christliche Einrichtungen entlehnt (ohne es allerdings zu bekennen), aber wenig oder keine christliche Ideen<sup>1</sup>. Daneben gibt es auf der einen Seite noch wenige Zöglinge christlicher Anstalten, die aus der Überlegenheit des Christentums kein Fehl machen, aber doch die Liebe zum Vaterländischen nicht aus dem Herzen bannen können; und auf

<sup>1</sup> Die erste Richtung vertritt die seit 1830 bestehende aber numerisch schwache Brahmo Samadsch, die den Polytheismus und die Kaste energisch bekämpft. Die zweite hat als Hauptvertreter die einflußreiche Arya Samadsch. Sie ist stark monotheistisch, verleugnet die Kaste, widmet sich nach Kräften dem Erziehungswesen und der Erhebung der niederen Klassen zu einem menschenwürdigeren Dasein. Doch sieht sie in der Rückkehr zu den Beden das Heil Indiens und bekämpft das Christentum aufs hartnäckigste. Auch der aufgeklärte Sikkismus hat diese Richtung eingeschlagen. In Birma und Ceylon beginnt der Buddhismus die gleiche Christenfeindliche Bahn zu beschreiten. Das konservative Jungindien ist somit bedeutend mächtiger als das liberale.



der andern Seite eine größere Gruppe von gebildeten Stockhindus, die nur die allerschlimmsten Auswüchse des Kastenwesens und Polytheismus beseitigen wollen, nicht aber die Sache selbst.

Der Begriff Swadeschi, zuerst auf den Schutz der wirtschaftlichen Interessen angewandt, paßt vortrefflich auf diese religiös-kulturellen Bestrebungen. Swadeschi (Heimatschutz) auf der ganzen Linie kann deshalb als die Lösung Jungindiens bezeichnet werden. Swadeschi auch auf politischem Gebiet oder Swaradschi.

4. Swaradschi. Seit einigen Jahrzehnten schwebt Jungindien ein neues Ideal vor: es heißt Swaradschi, Selbstherrschaft. Der Hauptträger der nationalistischen Bewegung ist die seit 1885 jährlich tagende Nationalversammlung, das „indische Parlament“, das sich aus Vertretern aller Klassen und Religionen des gebildeten Indiens zusammensetzt. Anfangs von der Regierung stolz ignoriert, von der englischen Bürokratie verspottet, im letzten Jahrzehnt durch inneren Zwist geschwächt, bedeutet sie jetzt eine von allen anerkannte Macht und wird auch von der Regierung als Vertreterin der indischen Interessen betrachtet. In den Mitteln und Wegen, Swaradschi zu verwirklichen, herrschen verschiedene Auffassungen. Im vorigen Jahrzehnt war die extreme Partei, die die völlige Unabhängigkeit auf dem Wege der Revolution erstrebte, überaus mächtig auf dem Dekan, in Bengalen und im Fünfstromland. In den beiden letzteren Provinzen und im Ausland ist sie jetzt noch rührig an der Arbeit, ohne jedoch für die Regierung eine ernstliche Gefahr zu bedeuten. Die gemäßigte Fortschrittspartei beherrscht nunmehr die Lage. Ihr einstweiliges Ziel ist fiskalische Selbständigkeit, Selbstverwaltung innerhalb des britischen Reichs, Gleichstellung Indiens mit Südafrika und ähnlichen autonomen Bildungen und die Gleichberechtigung der Indier mit andern britischen Bürgern. Das Ziel soll schrittweise erreicht werden durch gesetzliche Agitation.

Der Reformgedanke hat dadurch einen neuen Ansporn erhalten. Ohne es offen zu sagen, ist man sich doch bewußt, daß Indien für Selbstverwaltung noch nicht reif ist. Es sind erst die Ansätze einer Nation vorhanden: die geographische Einheit und eine weitgehende religiöse und kulturelle Einheitlichkeit. Bezeichnenderweise hat die gemeinsame englische Verwaltung und die den Gebildeten gemeinsame englische Sprache am meisten dazu beigetragen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit wachzurufen. Die Rassen- und Kasten-gegensätze, die Unwissenheit der Massen, die gedrückte Lage von einem Drittel des Volkes, die militärische Ohnmacht werden als Haupthindernisse der Nationbildung erkannt. Deshalb gilt es, mit allen Kräften an ihrer Beseitigung zu arbeiten, damit ein zur Herrschaft befähigtes einheitliches Volk herangezogen werde. Deshalb die wachsenden Bemühungen, die Kasten einander näher zu bringen oder ganz abzuschaffen. Energisch betreibt man die Einbeziehung der Ureinwohner in die Hindugemeinschaft. Die allgemeine Volksbildung, von der Regierung bislang vernachlässigt, steht im Vordergrund des Interesses. Auch der gesellschaftlichen Hebung der Frauenwelt wird immer mehr das Wort geredet. Man verlangt ein indisches Heer mit indischen Offizieren.



Nicht minder hat der Swaradschgedanke der Swadeschibewegung neues Leben verliehen. Die zukünftige sich selbst bestimmende Nation soll in Kultur und Religion indisch sein. Die einheimischen Christen können allerdings nicht ausgeschieden werden; denn auch sie gehören zur Nation. Aber sie sollen sich als Indier fühlen. Das Wirken ausländischer Missionare dagegen wird wohl von der Mehrzahl der Politiker als ihren Bestrebungen zuwiderlaufend empfunden. Am stärksten treiben es hierin die radikalen Politiker von Bengalen, die, obwohl selbst Rationalisten und westlich gebildet, zur Erregung der Geister gegen die Fremden den geheimen unsittlichen Kult der Kali, der „großen Mutter“, die ihnen als Personifikation Indiens gilt, wiederbelebten. Ähnliches geschah im vorigen Jahrzehnt auf dem Dekan.

Diese vielgestaltigen Hindernisse sind im Auge zu behalten, wenn wir die Eigenart des indischen Missionsbildes verstehen wollen<sup>1</sup>.

## II. Das Missionsbild vor dem Kriege.

In den „alten Provinzen“ Goas besitzt Indien ein überwiegend katholisches Gebiet. Die Mehrheit aller Klassen war vor alters für den Glauben gewonnen worden, und die Gemeinden weisen ein starkes natürliches Wachstum auf. Im übrigen ist hier die Missionstätigkeit trotz des überaus zahlreichen Klerus<sup>2</sup> gering. Solange die goanesischen Weltpriester nicht durch die Aufmunterung und das Beispiel europäischer Missionare mit fortgerissen werden, fehlt ihnen der Missionsgeist. Die Tatsache findet ihre Erklärung in der dem Indier eigentümlichen Passivität und der Gewöhnung an die Gegenwart der Heiden von Jugend auf. Ähnliches gilt von der 44500 Köpfe starken Christenbevölkerung in den zur Diözese Damán gehörenden Kreisen Salsette und Bassein nördlich von Bombay. In der Weltstadt selbst, wo 35000 Goanesen der Jurisdiktion von Damán unterstellt sind, wirkt die Gegenwart europäischer Missionare anregend, aber der giftige Hauch der Großstadtmosphäre verhindert lebenskräftiges Wachstum. Die alten Christen an der Westküste ahmen das Europäertum in Kleidung, Lebensweise und Sitte nach. Es ist dies zu bedauern, da es der Religion den Stempel des Ausländischen aufdrückt.

<sup>1</sup> In der Zeitschrift „Theologie und Glaube“ 7 (1915) 822 ff. veröffentlichte der Indier Raman Pillai einen die gleichen Fragen behandelnden Aufsatz, der in Missionskreisen einiges Aufsehen erregte. Es ist anzuerkennen, daß der Verfasser, trotz seiner ablehnenden Haltung gegenüber dem Christentum, die großen Verdienste der christlichen Glaubensboten um die geistige, sittliche und wirtschaftliche Hebung der unteren Volksschichten und um die Läuterung der Hindulehre und -ethik aufrichtig bewundert. Auch die Schwierigkeiten, die infolge der eigenartigen Geistesverfassung und Gesellschaftsordnung der Hindu der Befehrung des Landes im Wege stehen, sind zum Teil mit Geschick dargestellt. Doch erweckt der Aufsatz nicht den Eindruck hinreichender Kenntnis der Missionsverhältnisse, so daß dem Endurteil des Verfassers über die Aussichtslosigkeit der indischen Mission nicht viel Bedeutung beigemessen zu werden braucht.

<sup>2</sup> 629 fast ausschließlich eingeborene Priester in der ganzen Erzdiözese Goa, davon in den „alten Provinzen“ 554. In den letzteren beträgt die katholische Bevölkerung 258066; in der ganzen Erzdiözese, die auch britisches Gebiet umfaßt, 331353 (Annuario da Archidiocese de Goa, 1914).



Durchaus günstig liegen die Verhältnisse im katholikenreichen Süden der Halbinsel, wo reges Leben herrscht und die Fortschritte so glänzend sind wie auf wenigen Missionsfeldern. Es war dort ein beträchtlicher Grundstock aus der alten Zeit vorhanden, der den Anschluß erleichterte. Es bestanden christliche Überlieferungen, die mit echt indischer Sorgfalt weiter vererbt wurden. Nach altbewährter Missionsmethode wurden Lebensweise und Sitten, soweit sie nicht heidnischen Charakter haben, gehütet. Von alters hatten dort zahlreiche Mitglieder besserer, auch der höchsten Kasten (wie in Madura und Mangalor) das Christentum angenommen, wiewohl auch dort die Mehrheit den niedern Schichten entstammt. Das Europäertum ist nur schwach, in den ländlichen Bezirken nur durch den Missionar vertreten. Schädliche Einflüsse werden somit ferngehalten, und das Fremdartige haftet dem Christentum weniger an. So ist es auch in der Neuzeit gelungen, große Eroberungen unter den Sudrakasten zu machen<sup>1</sup> und in Tritschinopolj eine größere katholische Brahmanenkolonie (60–70 Seelen) zu gründen. Das Bild zeigt eine Schattenseite. Die Kastenabsonderung bringt mannigfachen Zwiespalt in die Gemeinden und schwächt den Gesamteinfluß der Christen nach außen. Mit der Zeit wird sich das Übel wohl abschwächen, aber nicht ganz beseitigen lassen.

Dem Süden sind noch einige andere förderliche Momente eigentümlich. Er ist das Gebiet des drawidischen Volkstums, das vor den Ariern den ganzen Kontinent bevölkert hatte. Die arisch-brahmanische Religion und Kultur sind selbst Fremdlinge im Lande. Allerdings sind die Drawiden in manchen Punkten arischer als die Arier; gerade im Süden wird der Abstand der Kasten aufs Sorgfältigste gehütet; einige Städte (Madura, Tritschinopolj, Tandschor) gelten als Hochburgen des Brahmanentums und besitzen die gewaltigsten Tempelbauten des Landes. Aber der pantheistisch durchtränkte arische Polytheismus haftet doch der Volksmasse mehr äußerlich an. Sie hängt noch an ihren ursprünglichen Lokalgöttern, ist im innersten Denken und Fühlen animistisch. Deshalb sind auch brahmanische Einflüsse, die jungindischen und nationalistischen Strömungen bisher im Süden schwächer gewesen. Bedauerlicherweise dringen diese hemmenden Bewegungen in neuerer Zeit immer weiter vor.

Die katholikenreichsten Länder sind, abgesehen von Goa, die Schutzstaaten von Kotschin und Trawankor, wo alle Christen zusammen ein Viertel der Bevölkerung ausmachen. In der Mehrheit gehören sie dem syrischen Ritus an, sind altansässig und nehmen eine hohe soziale Stellung ein. Das Christentum gilt deshalb als geachtete einheimische Religion. Die Katholiken (Lateiner und unierte Syrer) stellen über die Hälfte (665 084 von 1 136 980) der Gesamtheit der Christen<sup>2</sup>. Noch andere günstige Umstände sind in Betracht zu ziehen. Es bestehen begründete Aussichten, die Schismatiker allmählich zur Einheit zurückzuführen. Unter dem einfachen Land- und Fischervolk sind

<sup>1</sup> In der Diözese Tritschinopolj gehören zwei Drittel der Christen den Sudrakasten an (AM 37 [1908/09] 187).

<sup>2</sup> Nach dem Zensus von 1911. Vgl. AM 44 (1915/16) 125.



Europäer seltene Erscheinungen, und die Brahmanen spielen eine untergeordnete Rolle. Die Köpfe sind noch wenig durch nationalistische Ideen verdreht. Hemmend wirkt auch hier die Spaltung in Parteien und ein das Heidentum begünstigendes Erbrecht.

In Ceylon, wo gleichfalls der alte katholische Bestandteil stark ist, war es der Mission zugute gekommen, daß ihr der weltflüchtige, in sich absterbende Buddhismus als Hauptgegner gegenüberstand. Leider hat auch hier, durch westliche Schwärmer ermutigt, seit Jahrzehnten eine buddhistische Gegenströmung eingekehrt.

Soweit über die Gebiete des vorneuzeitlichen Christentums. Von den neueren Missionen greifen wir zuerst die Telugumission am untern Ristna heraus, weil auch hier die obigen Bemerkungen über die günstigen Bedingungen im dravidischen Volksboden zutreffen. Zudem wohnen die Telugu, reine Dravidier, in homogenen Dörfern, frei vom brahmanischen Bann und der brahmanischen Organisation. Die Dörfer schließen sich zusammen zum Clan. Ein ganzes Dorf kann sich somit leicht unter die Leitung des Missionars stellen, zumal es von ihm auch Schutz gegen Bedrückung erwarten darf. Hier genügt auch eine kürzere Vorbereitung auf die Taufe; die gründliche Belehrung und Festigung kann nachher erfolgen. Die Mill-Hiller von Madras und die Mailänder Missionare können deshalb hier recht erfreuliche Erfolge verzeichnen. Der Boden ist reif für Massenbekehrungen. Aber der Ruf nach Leuten und Geld ertönt hier lauter als anderswo.

In den letzten 30 Jahren war der Blick katholischer Missionsfreunde in froher Hoffnung auf das waldige Hochland von Tschota-Nagpur gerichtet, wo die von P. Lievens S. J. 1885 eingeleitete Massenbewegung noch jezt Jahr für Jahr dem Christentum Tausende von Neubekehrten zuführt<sup>1</sup>. Dort sitzen die Ureinwohner, in Stämmen organisiert, in größeren Massen zusammen. Es sind gesunde, kräftige, selbstbewusste Völkerschaften, die ihre alten einfachen Sitten erhalten haben. Brahmanische Kultur und Religion hat sie kaum berührt. Vielmehr erblicken sie im Arier, dem eingedrungenen Großgrundbesitzer und Erpresser, ihren größten Feind. Da sie dem Glauben an böse Geister ganz ergeben sind, kommt ihnen die Religion der Erlösung als Befreierin. Den Anstoß zur Massenbewegung gab die gedrückte wirtschaftliche Lage. Überall bei den niederen Klassen wirkt dieser Beweggrund mit. Das hindert nicht, daß die darauf folgende Bekehrung reinen Motiven entspringt.

Anderswo arbeitet die Mission unter der Urbevölkerung mit weniger, aber immer noch dankenswertem Erfolg. So unter den Karenen in Birma, den Khasi in Assam, den Santalen im nördlichen Bengalen, den Khond südlich von Tschota-Nagpur. Die Arbeit wird schwieriger, wo diese Stämme unter den Hindus zersprengt wohnen, wie die Bhil im mittleren Indien, oder

<sup>1</sup> Im Jahre 1914 zählte die Mission 176 000 Getaufte und Katechumenen (The Examiner, 6. Febr. 1915).



zu schwach sind, sich ihren Einflüssen zu entziehen, wie die Kathkari und Korgar in den westlichen Ghatgebirgen.

Von den Ureinwohnern gleitet man, ohne die Grenzlinie zu erkennen, zur Klasse der Panschama, der „fünften Kaste“, über. Sie stehen zwischen den Ureinwohnern und den Kastenhindus und sind der Abschaum der Hindu-gesellschaft, für die sie als Arbeiter oder Hörige die niedrigsten Dienstleistungen verrichten. Ihre Religion ist der hinduistische Polytheismus mit starkem animistischen Einschlag. In den Augen der Hindus stehen sie außerhalb der Kastenordnung, aber in verschiedenen Abstufungen der Unreinheit, die den Kasten gleichen. Ein hoher Paria schaut auf einen niederen mit ebensoviel Verachtung herab, als ihm von einem Sudra zuteil wird. Die Bedrückung dieser Klassen war vor der englischen Herrschaft fast unerträglich. Auch jetzt noch blickt der Durchschnittshindu mit unsäglichem Abscheu auf sie herab und schätzt sie niedriger ein als das Vieh. In der jungindischen Bewegung spielt die Hebung dieser 50 Millionen Menschen, wie schon bemerkt wurde, eine bedeutende Rolle.

Unter diesen Ausgestoßenen arbeitet die katholische Mission überall mit Erfolg. Die aus dem Übertritt erwachsenden Vorteile liegen auf der Hand. Sie erhalten Schutz gegen Bedrückung und Ausbeutung und steigen sofort in der sozialen Stufenleiter empor; denn sie treten in die „Kaste“ der Christen ein, die wohl in der Theorie die unreinste von allen ist, aber in der Praxis nicht verachtet werden kann. Das Bekehrungswerk schreitet hier langsamer voran als bei den Ureinwohnern, weil die Einflüsse der sie umgebenden Hinduwelt zu verführerisch sind. Dazu sind sie sittlich niedrig stehend und von unehrlichem Charakter. Bei Erwachsenen ist wenig zu erhoffen. Die Mission muß sich auf die gründliche Erziehung der Kinder verlegen. Deshalb sind im Durchschnitt zwei Jahrzehnte erfordert, bis durch den Abschluß christlicher Ehen die Kirche fest begründet ist. Die Arbeit wird aber reichlich belohnt. Das heranwachsende christliche Geschlecht erscheint dem Beobachter sofort als ein den heidnischen Kastengenossen überlegenes Menschentum. Auf der ganzen Halbinsel weicht die Mission mit Vorliebe der Gewinnung der Panschama, auch in den schon behandelten südlichen Landschaften. Beispiele solcher Missionen in den mittleren und nördlichen Gebieten sind die unter den Mahar auf dem Dekan, den Dher in Gudscherat, den Tschuhra im Fünfstromland, wo die „unreine“ Bevölkerung sehr stark ist. Bei letzteren haben die belgischen Kapuziner auf jüngst durch Kanalanlagen fruchtbar gemachtem Neuland die Methode der Reduktionen eingeführt<sup>1</sup>, weshalb die Bekehrung dorfsweise und schneller voranschreiten kann. Unter der Riesenbevölkerung von Mittel-Hindustan (Diözesen Allahabad, Agra, Simla) ist wegen allzugroßen Priestermangels die Arbeit bei den Panschama leider kaum erst in Angriff genommen.

Außerst unfruchtbar ist das Erdreich in den großen Mittelklassen und

<sup>1</sup> Vgl. Catholic Directory of India 1916, 423 ff. Gegenwärtig besitzt die Mission 12 000 dieser Neuchristen.



in der oberen Schicht in dem ausgedehnten missionarischen Neuland in Nord- und Mittelindien. Der Norden besonders ist die Heimat der arischen Kultur, uraltes Hinduland mit ehrwürdigen Städten, heiligen Flüssen, Seen und Wallfahrtsorten, wo die Erinnerung an eine zweitausendjährige Vergangenheit lebendig fortbesteht. Noch ungebrochen ist die Macht der Brahmanen, das eiserne Gefüge der Kasten. Der Bauernstand, zäh wie in aller Welt, hält starr an seinen Göttern, seinem Aberglauben und seinen Gebräuchen fest; nicht minder die gewerbe- und handeltreibenden Klassen, mehr noch die höchsten Stände. In allen diesen Gebieten treibt sowohl die Hindurenaiſſance als die Swaradschbewegung die üppigsten Blüten. Hier ist auch der mohammedanische Einschlag am bedeutendsten. Im Nordwesten bekämpfen die Arya Samadsch und der stolze Sikhismus, jene Kreuzung zwischen Hinduismus und Mohammedanismus, das Christentum aufs heftigste. In Bengalen wird zur Abwehr aller christlichen und europäischen Einflüsse der Kalikult künstlich gezüchtet. Auf dem Dekan lebt noch die Erinnerung an die vor einem Jahrhundert (1818) gestürzten Herrschaft der hier überaus zahl- und einflussreichen Brahmanen, der stolzeſten in Indien. In Birma endlich ſetzt der auf seine Viteratur und gewaltigen Pagoden stolze und im Bann seiner religiösen Feste befangene Buddhismus nicht geringeren Widerstand entgegen. Zudem ist er wie in Ceylon zu neuem Leben erweckt worden.

Eine Bekehrung unter den mittleren und höheren Klassen in Hindostan und auf dem Dekan muß aus diesen Gründen als ein Wunder der Gnade bezeichnet werden. Solche Ausnahmen kommen nicht gar so ſelten vor; auch Gruppenbekehrungen, wo die Umstände günstig liegen<sup>1</sup>. Schwieriger noch als auf dem Land ist die Arbeit in den Städten, wo die neuzeitlichen Gegenwirkungen am stärksten ſind, faſt unmöglich in den heiligen Städten des Hinduismus wie Benares, in den mohammedaniſchen Zentren wie Delhi, Agra, Haiderabad und in den Großstädten Kalkutta, Bombay und Madras. In letzteren vereinigen ſich alle modernen Strömungen. Es tritt hinzu der erſtickende Hauch der Großstadtluft, die Gewinnſucht und Laſterhaftigkeit, das abſchreckende Beiſpiel des niedern Europäertums. Wie aus dem früher Geſagten ſich ſchließen läßt, iſt von den drei Hauptſtädten die Stimmung am feindlichſten in Kalkutta. Am wohlwollendſten ſtellt ſich Jungindien in Bombay, wo der koſmopolitiſche Charakter der Stadt, die Gegenwart der aufgeklärten Parſen und der Einfluß der höheren chriſtlichen Schulen ausgleichend wirken.

In dieſem miſſionariſch unfruchtbaren Teil von Indien gilt es, durch Schule und Preſſe das Heidentum immer mehr mit chriſtlichen Ideen zu durch-

<sup>1</sup> So konnten in der Kanaramiſſion der deutſchen Jeſuiten größere Gruppen von beſſeren Kaſtenhindus gewonnen werden. Über die Bekehrung eines Häuptlings in der Bettiah-Miſſion berichtet der Examiner v. 31. Januar 1914; ebendaſelbſt wird die Taufe von 300 Hindu aus „hoher Kaſte“ in der Diözeſe Nagpur gemeldet. Nach RM 36 (1907/08) 88 trat in der Diözeſe Lahor ein Sprößling aus fürſtlichem Geſchlecht zum Chriſtentum über; der proteſtantiſche Radscha von Tadschpur (Erzbischofſe Agra) wurde katholiſch.



säuern und auf bessere Tage vorzubereiten. Doch entfaltet die Mission außer der Pfarrseelsorge in den wenigen Christengemeinden und der Gewinnung der bedrückten Klassen auch hier eine segensreiche stille Tätigkeit in der Waisen-, Aussätzigen- und Krankenpflege, namentlich wenn die Hungersnot oder eine Seuche wütet. Wenn die Schatten des Todes sich niederneigen, schwindet die Furcht vor dem Brahmanen und den Kastengenossen. So werden jährlich Tausende von Hindus in den Spitälern am Ende ihres Lebens für die Ewigkeit gewonnen.

Zusammenfassend können wir doch ein beträchtliches Wachstum der katholischen Kirche in Indien feststellen. Die Unfruchtbarkeit im Norden und Zentrum wird durch intensiveres Leben an anderen Orten ausgeglichen. Seit dem Beginn der neueren Missionsbewegung ist die katholische Bevölkerung in Gesamtindien folgendermaßen gestiegen: 1881: 1610265; 1891: 1893099; 1901: 2201674; 1911: 2633156<sup>1</sup>. Der Zuwachs im letzten Jahrzehnt betrug demnach 431482. Zwei Drittel (rund 300000) sind Neuerwerbungen, die übrigen dem natürlichen Zuwachs zuzuschreiben. Da die Periode der Missionsgründungen vorüber ist, wächst die Zahl jedes Jahr in gesteigertem Verhältnis und würde ohne den Krieg jetzt die dritte Million erreicht haben.

Die protestantische Mission zeigt nach den Zensusziffern ein stärkeres proportionales Wachstum. Britisch-Indien und Ceylon (Portugiesisch- und Französisch-Indien kommen kaum in Betracht) zählten 1911: 1742313 Protestanten; mit Abzug von etwa 220000 Europäern und Eurasiern rund 1522000 eingeborene Getaufte, Taufbewerber und „Anhänger“. Zehn Jahre zuvor mögen es 1020000 Eingeborene gewesen sein; also eine Zunahme von einer halben Million. Noch mehr als die katholische verlegt sich die protestantische Mission auf die Bekehrung der Ureinwohner und Paria und erzielt ihre größten Erfolge im allgemeinen in denselben Gebieten: im Tamil- und Teluguland, in Tschota-Nagpur, unter den Karenen, Khasi, Santalen und unter den Paria im Pandschab und im westlichen Teil der Vereinigten Provinzen. Nach den angeführten Zahlen zu schließen, haben die Protestanten bei den Karenen, Khasi, Santalen und namentlich im Nordwesten, wo die Anhänger der methodistischen Episkopalen geradezu ins Unglaubliche gewachsen sind, die katholische Mission weit überflügelt<sup>2</sup>.

Es ist bezeichnend, daß 50,5 % der eingeborenen Protestanten unter nordamerikanischer Missionsleitung stehen. Auch deutsche Missionskreise beginnen an der Zuverlässigkeit der Zahlen und der Gründlichkeit der Bekehrungen bei den Massen-

<sup>1</sup> Nach RM 40 (1911/12) 210; 41 (1912/13) 116; Catholic Directory of India 1913, 423 ff. (auf Grund des kirchlichen Zensus). — Die Katholiken verteilen sich folgendermaßen: Das britisch-indische Reich 1988927, Portugiesisch-Indien 296148, französische Besitzungen 25918, Ceylon 322163. Mit Abzug von 114512 Europäern und Eurasiern und 95358, die als Katechumenen angegeben wurden, bleiben 2423286 getaufte Eingeborene. — Der staatliche Zensus von 1911 verzeichnet für das britisch-indische Reich 85000 weniger (in Ceylon 17237 mehr). Die niedrigere Ziffer erklärt sich aus der Auslassung der Katechumenen an manchen Orten, aus unvollständigen Angaben der Christen, die zur Folge hatten, daß Katholiken den Protestanten beigezählt wurden usw.

<sup>2</sup> Siehe die vergleichende Tabelle im Catholic Directory 1915, 68. — Über die „Massenbewegungen“ in den Missionen der amerikanischen methodistischen Episkopalen berichtet Warne in IRM 6 (1917) 193 ff.



bewegungen und „Feldzügen“ der Nordamerikaner zu zweifeln<sup>1</sup>. Andere Statistiken sind auch viel nüchterner. Danach stieg die Zahl der eingeborenen Kommunikanten in Indien und Ceylon von Ende 1908 bis Ende 1915, also in sieben Jahren, von 539 036 auf nur 600 679, die der Getauften und Taufbewerber fiel gar von 1 522 439 auf 1 497 912<sup>2</sup>.

Noch bleibt zu erwähnen, um die eingangs gegebene Gesamtzahl der Christen vollzumachen, daß Indien im Jahr 1911 318 053 Schismatiker (fast ausschließlich Syrer in Malabar) zählte.

### III. Indien und seine katholische Mission im Weltkrieg.

Die aktive und andauernde Parteinahme Indiens für England ist vielen zu Hause als eine schmerzliche Enttäuschung gekommen. Durch falsche Gerüchte, wohl auch durch Schriften und Zeitungsartikel aus extrem nationalistischen Kreisen, waren trügerische Hoffnungen erweckt worden. Dem Kenner der Verhältnisse war es klar, daß die Haltung Indiens nicht anders sein konnte. So beherrscht die sehr loyal tuende gemäßigte Fortschrittspartei auch weiterhin die Lage.

Auch die Überschwänglichkeit der Loyalitätsbezeugungen findet eine einfache Erklärung. Jungindien erkannte sofort, daß die Gelegenheit günstig sei, dem Endziel der Swaradsch näher zu kommen, zumal es bald merkte, daß man Indien nötig hatte. Es galt den Dank Englands zu verdienen. Je lauter die Ergebenheitsbezeugungen, je tatkräftiger die Hilfe, desto mehr würde England sich verpflichtet fühlen. Deswegen das Kriegsgeschrei, die Bittgottesdienste, die alles Maß übersteigenden Schmähungen gegen Deutschland, die Bereitwilligkeit, Truppen zu entsenden, die öffentlichen Sammlungen, anfangs dieses Jahres das Geschenk von zwei Milliarden Mark. Viel moralischer Druck war nötig, um diese „Einmütigkeit“ zu erreichen und die „Opferfreudigkeit“ zu entfachen; aber es galt der Zukunft des „Mutterlandes“. Auf dieses patriotische Entgegenkommen baute nun Jungindien seine Forderungen auf.

Die Steigerung der Ansprüche und das Gefühl der wachsenden Kraft kamen auf den beiden Kriegstagungen des Nationalkongresses zum Ausdruck.

In der Schlußwoche des Jahres 1915 war Bombay der Tagungsort des Kongresses und der verschiedenen allindischen Konferenzen, die unter seinem Schatten alljährlich zusammentreten. Es war eine hochbedeutsame Veranstaltung. Zum ersten

<sup>1</sup> MZ 43 (1916) 508 ff. — An einem konkreten Fall (es handelt sich um Gudscherat) kann der Nachweis geführt werden, daß beim letzten Zensus der Begriff „Anhänger“ über alle Maßen gedehnt wurde, und daß viele Katholiken als Methodisten eingetragen wurden. Die Mitglieder der methodistischen Gemeinden dabeilbst erwecken nicht den Eindruck, daß sie überzeugte Christen seien. Irdische Motive spielen eine allzugroße Rolle. Die Anhänger der Heilsarmee erst sind nichts anders als von der christlichen Kultur äußerlich beledete Hindus. Wer den indischen Paria kennt, läßt sich durch die riesigen Zahlen der Methodisten nicht imponieren.

<sup>2</sup> MZ 44 (1917) 195 nach dem Edinburger Atlas und den World Statistics of Christian Missions 1916.



Mal seit Jahren stellte die Versammlung wieder ein geeinigtes Indien dar. Die seit 1908 abgesplitterten Extremisten hatten sich eingefunden; auch die Einigung der Hindus und Mohammedaner war endgültig besiegelt. Die Lehre des Krieges, daß Einigkeit stark mache, hatte man sich wohl zu Herzen genommen. Ein neues Selbstbewußtsein beherrschte die versammelten Tausende. Die aufrichtige Loyalität Indiens wurde zwar feierlich beteuert, aber es klang überall durch, daß diese Treue mehr Anerkennung und Entgegenkommen verdiene. Die Hindus legten sich noch große Zurückhaltung auf. Deutlicher sprachen mohammedanische Redner in der Moslem-Liga und im Kongreß ihre Beschwerden aus und stellten ihre Forderungen.

Die Beschwerden betrafen das Landesverteidigungsgesetz, das Spionagesystem, das Pressegesetz, die willkürliche Verhaftung angesehenen Männer. Solche Maßregeln bewiesen, daß man Indien nicht traue. Die Forderungen wurden deutlich genug, wenn auch in maßvoller Form zum Ausdruck gebracht. Zum selbständigen Volk gehöre ein nationales Heer. Jeder Indier beliebiger Rasse solle deshalb das Recht haben, beim Heer zu dienen oder in ein Freiwilligenkorps einzutreten; und befähigte Indier sollen zum Offiziersrang zugelassen werden. Man verlangte wieder die Trennung der richterlichen und vollstreckenden Gewalt in der Beamtenwelt, weitgehendere Anteilnahme an der höheren Verwaltung, Abschaffung der amtlichen Mehrheit in den gesetzgebenden Körperschaften und Zulassung von mehr Indiern zu den Exekutivausschüssen in der Regierung. Es wurde der Wunsch ausgesprochen, das britische Volk möge durch eine maßgebende Erklärung seine zukünftige indische Politik darlegen. Hieraus klingt ein Ton des Mißtrauens auf den Gerechtigkeitsinn und die Versprechungen Englands<sup>1</sup>.

Eine energischere Sprache wurde ein Jahr später auf dem Nationalkongreß in Lakhnau geführt. Es handelte sich um dieselben Forderungen. Dazu verlangte ein Beschluß der Versammlung ganz klar die Selbstverwaltung,

Durch königlichen Erlaß soll jetzt schon die Einführung der Selbstverwaltung als die Absicht und das Ziel der britischen Politik ausgesprochen werden. Definitive Schritte zur Durchführung sollen noch während des Krieges unternommen werden. Im besonderen wird verlangt, daß die Hälfte der Minister in der Regierung Indier sein sollen, die von den nichtamtlichen Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers gewählt werden. Nach dem Krieg soll sodann Indien zur Stellung eines gleichberechtigten Gliedes des Reichs mit Vertretung im Räte der Verbündeten erhoben werden. Die Entschließung wurde von S. N. Bannerdschi in glänzender Rede begründet<sup>2</sup>. Er betonte die imposante Einigkeit in der Versammlung und bewies, für seine Zuhörer sicher in überzeugender Weise, daß Indien für Selbstverwaltung reif sei und sie brauche „für die Wirksamkeit der Verwaltung, für den eigenen Schutz, für den moralischen und geistigen Aufschwung unseres Volkes.“

Was die selbstbewußte Versammlung mit klaren Worten forderte, ist auch außerhalb derselben das Hauptthema auf Rednerbühnen und in der Presse, wo allerdings die Zensur nur die vorsichtigste Erörterung gestattet. Der wandelbaren Frau Besant, die in ihrem 1915 gegründeten Blatt „Neu-Indien“ als eifrigste Wortführerin der Swaradschbestrebungen auf den Plan trat, wurden Zügel angelegt. Ihr gesunkener Stern ist deshalb am jung-indischen Himmel wieder im Steigen, und sie kam sogar als Präsidentin für den letzten Nationalkongreß in Frage.

Auf verfassungsmäßigem Wege haben anfangs Oktober 1916 19 Mit-

<sup>1</sup> Vgl. Scheuer, Nationale Stimmungen und Wünsche indischer Kongreßmänner im Weltkrieg, WM 61 (1917) 68 ff. 112 ff.

<sup>2</sup> Der Neue Orient 1, 127 ff.



glieder des gesetzgebenden Rates in einer Denkschrift an den Vizekönig die Forderung der fiskalischen und einer weitgehenden politischen Selbständigkeit vertreten.

Diesen dringenden Wünschen gegenüber kann die Regierung von ihren bei Anfang des Kriegs überreichlich gemachten Versprechungen nicht ganz zurücktreten. Sie versucht durch kärglich bemessene Abschlagszahlungen die Geister zu beruhigen. Unter Hardinge waren schon Schritte geschehen zur Durchführung eines kleinen Maßes von Selbstverwaltung in Kreis und Gemeinde. So weit hat sich nunmehr das rassenstolze Albion gebeugt, daß neuerdings zwei Indier, der Radscha von Bikanir und der frühere Justizminister Sinha, in die Reichskriegskonferenz geladen wurden, freilich nur als „Berater“ des Staatssekretärs für Indien<sup>1</sup>. Ein großer Erfolg auf wirtschaftlichem Gebiet ist indes zu verzeichnen; die indische Baumwollindustrie wurde durch einen Einfuhrzoll von 4<sup>0</sup>/<sub>10</sub> gegen englischen Wettbewerb geschützt<sup>2</sup>.

Es liegt auf der Hand, daß auch die soziale Reformbewegung im Krieg einen mächtigen Ansporn erfuhr; auf den verschiedenen Kongressen und Konferenzen stand die Frage im Vordergrund. Weitere Kreise unter den Gebildeten nehmen gegen das Kastenwesen Stellung. Bei den Soldaten im Feld ist die Beobachtung der Kastenregel unmöglich geworden. Diese „edelsten Söhne Indiens“ können doch nicht durch Ausschluß aus der Kaste bestraft werden. Es mehren sich die Festessen, an denen Hindus verschiedener Kaste, auch Unreine, teilnehmen. Vor 20 Jahren wäre halb Indien in Ohnmacht gefallen; jetzt nehmen nur noch wenige Anstoß. Die Arbeit der „Diener Indiens“ sowie die „Mission unter den bedrückten Klassen“ schreitet voran. Schon vor dem Krieg (1913) hatte die Regierung, dem Druck der öffentlichen Meinung nachgebend, das Los der indischen Kulis in überseeischen Ländern gebessert. Gegen das Fortbestehen der grauenhaften Zustände auf den Fidschijnseln wurde neuerdings stärkster Protest erhoben<sup>3</sup>.

Auf allen Konferenzen, namentlich der sozialen Konferenz, war das Thema der allgemeinen Volksbildung ein Hauptgegenstand der Erörterung, und immer dringlicher wird das Verlangen nach ihrer allgemeinen Einführung<sup>4</sup>. Die Regierung ist soweit entgegengekommen, daß sie den Indier Nair zum Unterrichtsminister ernannt hat. Die Seva Sadan-Schwesternschaft unter ihrem rührigen Leiter Karve ist unermüdlich an der Arbeit. Namentlich drängt man auf eine Erhöhung des gesetzlichen Alters bei Eingehung der Ehe. Karve trat mit dem Plan einer indischen Frauenuniversität hervor, wofür sich Indien natürlich sofort begeisterte. Ein medizinisches Frauenkolleg, das die Purdah-Vorurteile streng berücksichtigt, wurde 1916 in Delhi eröffnet.

Damit haben wir schon auf die kulturelle Swadeshibewegung übergeleitet. Jungindien schlägt Kapital aus dem Vernichtungskampf zwischen christlichen Völkern. Es hat einen neuen Beweis für seine Lieblingsbehauptung,

<sup>1</sup> Der Neue Orient 1, 141 f.

<sup>2</sup> Ebd. 25.

<sup>3</sup> EMW 61 (1917) 184.

<sup>4</sup> Gokhale, der Vorläufer für die allgemeine Volksschule, starb 1915. Der Radscha von Baroda hat, im Prinzip wenigstens, die obligatorische Volksschule schon eingeführt.



daß die europäische Zivilisation auf rohen Materialismus hinauslaufe und die indische geistige Kultur ihr weit überlegen sei. Bannerdschi hat in Lakhnau diesem Gedanken berechneten Ausdruck verliehen:

„Im Morgengrauen der Geschichte, bevor die ewige Stadt auf den sieben Hügeln gebaut wurde, waren wir die geistigen Lehrer der Menschheit; Benares blühte vor Babylon. Unsere Vergangenheit geht zurück in das dunkle Zwielficht der Geschichte. In jenen Tagen, als die Welt noch in ursprünglicher Barbarei versunken war, da waren wir die Führer der Menschheit. Ist unsere Mission beendet? Sie ist unterbrochen worden, sie muß wieder aufgenommen, ja sie muß erneuert und beendet werden, so daß wir die Menschheit von dem rohen Materialismus und der verkehrten moralischen Kultur retten können, die die Schlachtfelder Europas mit Hekatomben von Toten bedeckt hat<sup>1</sup>.“

Allerdings müssen wir hier die Vorliebe des Indiers für glänzende Phrasen in Abzug bringen. Der Gebildete weiß wohl, daß niemand mehr als der Christ Unrecht und Grausamkeit verabscheut. Solche Worte sind nicht zu ernst gemeint, ausgenommen bei Schwärmern, wie dem Mystiker Rabin-dranath Tagore, der sich angetrieben fühlte, auf einer Rundreise in Japan vor dem „teuflischen“ europäischen Materialismus zu warnen<sup>2</sup>.

Einen greifbaren Erfolg für das konservative Hindutum bedeutet die Annahme des Gesetzes zur Errichtung der Hinduuniversität von Benares<sup>3</sup>. Es ist die erste Residenz- und Lehruniversität Indiens; in Leitung und Charakter orthodox-hinduistisch, deshalb nicht ganz nach dem Geschmack der aufgeklärten Richtung. Sie steht allen Klassen und Religionen offen. Nach dem Ermessen der Leitung können hindutheologische Kurse für Hindustudenten obligatorisch gemacht werden. Auch die Mohammedaner arbeiten darauf hin, ihr vorzügliches Kolleg in Aligarh zu einer ähnlichen Volluniversität auszubauen.

Viel Sorge machte der protestantischen Mission die von Sastri (1916) aufgerollte Frage der Gewissensklausel<sup>4</sup>. Danach sollen in den vom Staat unterstützten Schulen die Zöglinge nur mit Einwilligung der Eltern zum Bibelunterricht angehalten werden können. Die katholische Mission hat auf solche direkte religiöse Beeinflussung der Nichtchristen verzichtet in der richtigen Erkenntnis, daß Zwang nur Abneigung hervorruft, und daß die christliche Atmosphäre und persönliche Beziehungen zu den Schülern mehr erreichen. Sastri's Plan findet nicht den Anklang, den man erwarten sollte. Dem eklektischen Jungindier ist die Bibel doch eines der heiligen Bücher, aus dem man, abgesehen von der klassischen Sprache der anglikanischen Übersetzung, viel lernen kann; zudem würde der heranwachsenden Jugend sonst überhaupt keine religiöse Nahrung geboten.

Neben dem Nationalkongreß tagten religiöse allindische Konferenzen verschiedener meist aufgeklärter Richtung, Zeugen des religiösen Swadeschiesfers. In Bombay hat sich sogar eine Hindu-Missionsgesellschaft gebildet. Ob es

<sup>1</sup> Der Neue Orient 1, 130.

<sup>2</sup> EMM 61 (1917) 183.

<sup>3</sup> Vgl. The Indian Social Reformer 25 (1914/15) 354. 374. 399; AMZ 43 (1916) 409 f.

<sup>4</sup> Vgl. IRM 6 (1917) 126 ff.; EMM 61 (1917) 182. 272.



dem Hinduismus gelingt, sogar noch Mission nach christlichem Vorbild zu treiben, wie es dem Buddhismus gelungen ist, bleibt abzuwarten<sup>1</sup>.

Die Steigerung des Swadeschi-Bedankens bedeutet eine Kräftigung der Widerstände gegen das Christentum, die jedoch keine ernstliche Besorgnis zu erregen braucht. Einen Einfluß der Swaradisch-Strömungen im besonderen haben wir noch kurz zu berühren.

Auch die Christen hat der Nationalismus erfaßt. Sie glauben mittun zu müssen, um nicht in die Ecke gedrückt zu werden, und um den Vorwurf, sie seien ein Fremdkörper, von sich abzuwälzen. Die Protestanten haben auch ihren allindischen Kongreß eingeborener Christen. Er entsandte neulich eine Abordnung an den Vizekönig, die ausführte, auch die christliche Gemeinschaft verdiene mehr Berücksichtigung und eine Vertretung im gesetzgebenden Rat. Die protestantischen Eingeborenen streben nach Unabhängigkeit; das Christentum soll sich indischen Verhältnissen mehr anpassen; die westlichen dogmatischen Unterschiede sollen fernbleiben: also eine christliche Swadeschi-Bewegung<sup>2</sup>.

Daß an manchen Orten auch die Katholiken nicht unberührt geblieben sind, lassen die Entschließungen der südindischen Bischofskonferenz anfangs dieses Jahres durchblicken<sup>3</sup>. Die Oberhirten beklagen das Wachsen der nationalen Gegensätze und sprechen die Hoffnung aus, daß die guten Beziehungen zwischen dem europäischen und eingeborenen Klerus weiter bestehen bleiben. Sie sahen es nicht gern, daß Katholiken protestantischen politischen und sozialen Organisationen beitreten. Sie warnen vor der Gefahr, sich von den gegenwärtigen starken sozialen und politischen Strömungen fortreißen zu lassen. Die heftigen Angriffe gegen die Bischöfe von Seiten einer Gruppe von Katholiken in Madras beweisen, daß manche sehr stark vom Nationalismus beeinflusst sind. Schon längst hatte man es durchgeföhlt, daß der eingeborene Klerus in größerer Zahl in leitende Stellungen, auch in die höchste des Episkopats, einzutreten wünscht. Dieser Gedanke mag mancherorts infolge des allgemeinen Nationalitätsdusels an Kraft gewonnen haben.

Von einer Stimmung gegen die deutschen Missionare ist, soweit die Kunde reicht, auf katholischer Seite nichts zu verspüren. Ihre Maßregelung wurde als Unrecht empfunden und man wünscht sie zurück. Die Regierung bemüht sich, diese Anhänglichkeit aus den Herzen zu reißen. Vor der Vertreibung geschah es durch versteckte Drohungen, jetzt durch dringliche „Mahnung“, den brieflichen Verkehr aufzugeben. Man hofft, daß die Verbannten vergessen werden. Um zu zeigen, daß sie es gut meine, hat die Regierung den drei Hauptschulanstalten in Bombay einen außerordentlichen Kriegszuschuß gewährt.

Schon vor dem Krieg konnte das Missionspersonal durchaus nicht als ausreichend betrachtet werden. Es herrschte wahrhaftiger Priestermangel,

<sup>1</sup> *EMM* 61 (1917) 274.

<sup>2</sup> *IRM* 6 (1917) 400 ff.; *AMZ* 43 (1916) 416.

<sup>3</sup> *The Examiner* v. 10. März 1917; *AM* 45 (1916/17) 280 f.



auch wenn man nur das schon Bestehende ins Auge faßt. Es wirkten in den von uns behandelten Gebieten 3039 Priester, wovon vielleicht 1600 Eingeborene waren. Ungefähr die Hälfte der Eingeborenen (785) gehörten den vier Padroadobistümern, weitere 447 den vier syrischen Vikariaten an, waren also auf ein sehr eng begrenztes Gebiet beschränkt<sup>1</sup>. Wenn wir die in den Schulen gebundenen Kräfte abziehen, so kommen auf einen Priester mehr als 1000 Christen. In den meisten Diözesen ist das Verhältnis weit ungünstiger. In der blühenden Diözese Tritschinopolis hat ein Pfarrer im Durchschnitt 2550 Seelen zu pastorieren, in vielen Fällen 4—5000<sup>2</sup>. Dennoch widmeten sich in Indien mehrere Hunderte ausschließlich der Heidenbekehrung.

Die Mobilisierung und Ausweisung von rund 200 Priestern, die Befangennahme von 60—80 Brüdern, die Verbannung von 25 Schwestern und die teilweise Lahmlegung der Arbeit der zurückgebliebenen deutschen Ordensfrauen, endlich die natürliche Abnahme durch Krankheit und Tod auf dem Wirkungsfeld haben das Personal noch bedenklich geschwächt. Ebenso schwer fällt der finanzielle Rückschlag in die Waagschale. Trotzdem macht das katholische Indien auch im Kriege noch bedeutende Eroberungen, wenn auch in gemäßigterem Schritt. In den deutschen Missionen wird dank der bereitwilligen Hilfeleistung von allen Seiten das Bestehende wenigstens am Leben erhalten. Der teilweise Rückschlag im Missionswerk ist um so bedauerlicher, als alles im besten Gang war und die Gegner, Jungindien und der englisch-amerikanische Protestantismus, in den kulturellen Bestrebungen und in ihrer Werbetätigkeit unter den unteren Klassen mächtig voranschreiten.

#### IV. Ausblicke.

Es möge versucht werden, die wahrscheinlicheren oder, wo dies ausgeschlossen ist, die verschiedenen möglichen Entwicklungen der die Mission umgebenden Verhältnisse und dieser selbst anzudeuten.

England und Indien. England steht in Indien auf der Defensiven. Es wird Schritt für Schritt kleine Zugeständnisse an die nationalen Forderungen machen, gerade soviel, als nötig ist, die Unruhen innerhalb des normalen Maßes zu halten. Swaradsch wird noch eine lange Weile haben. Trotz Bannerdshi und Genossen ist das Land dafür noch nicht reif. Die jetzige künstliche Einmütigkeit würde so lange dauern, bis das gemeinsame Ziel erreicht wäre. Dann würden sofort die Rassen-, Stände-, Religions- und Interessengegensätze mit elementarer Wucht aufeinanderprallen. Den wirtschaftlichen Swadeschibestrebungen, die den Schutz der heimischen Industrien bezwecken, wird man wohl weiter entgegenkommen müssen, zum Segen des Landes.

<sup>1</sup> Nach P. Krose S. J. im Kirchlichen Handbuch V 138 (und 134). Das Catholic Directory 1916 (das ungefähr den Stand von 1914 wiedergibt) verzeichnet weniger als 2500 Priester.

<sup>2</sup> RM 41 (1912/13) 34.



England wird ferner der kulturellen und religiösen Swadeschi keinen Hemmschuh anlegen. So wäre es möglich, daß die Regierung aus ihrer religiösen Neutralität heraustretend der freien Missionsbetätigung Schranken setzte, falls die öffentliche Meinung es verlangte. Nach unserem Dafürhalten steht dies jedoch kaum zu befürchten. Jungindien will doch ein aufgeklärtes Volk sein, und dazu gehört die religiöse Toleranz.

Regierung und Mission. England sieht in der Mission eine natürliche Gehilfin in der Erziehung und sittlichen Hebung des Volkes und wird sie weiterhin fördern, solange und soweit es die Nationalisten gestatten. Bei der katholischen Mission erhebt sich die Schwierigkeit, daß ihre Vertreter fast ausschließlich Ausländer sind.

Nach der jetzigen Stimmung in der Verwaltung zu schließen, werden deutsche Missionare nicht mehr im Lande wirken dürfen. Da nach dem Friedensschluß Ausnahmegesetze feindlichen Akten gleichkämen, müßte die Wirksamkeit der Missionare überhaupt durch allgemeine Gesetze von dem Willen der Behörden abhängig gemacht werden. Doch glauben wir, daß nach einiger Zeit die Abneigung gegen deutsche Missionare, die ja nicht im Charakter begründet ist, schwinden wird. Am ersten wird die Heidenmission und die Pfarrseelsorge gestattet werden. Die freie Betätigung in der Schule wird wohl ein Ding der Vergangenheit bleiben; vielleicht auch in den Missionen der Angehörigen der England verbündeten Völker. Denn England ist im Krieg gegen alles Fremde mißtrauisch geworden. Es steht zu befürchten, daß die sprichwörtliche Freiheit der Mission im britischen Reich zu Ende ist.

Alles dies sind nur Mutmaßungen. Sehen wir deshalb davon ab und betrachten wir die Aufgaben und Aussichten der Mission, wie wenn der Himmel sich noch ungetrübt über dem indischen Märchenlande wölbte!

Aufgaben und Aussichten der Mission. Zwei Aufgaben erscheinen von gleicher hochwichtiger Bedeutung.

1. Die glücklich begründete Mission unter den Paria muß, solange es noch Zeit ist, mit allen verfügbaren Kräften betrieben werden. Um diese 50 Millionen Menschen ist zwischen dem Christentum und Jungindien ein wahrer Wettkampf entbrannt. Auch der Mohammedanismus soll jährlich über 100 000 zu sich herüberziehen. Deshalb tut Eile not. Nicht weniger bei den 10 Millionen der Urbevölkerung, um die sich nicht nur Jung-, sondern auch Altindien bemüht. Die Hinduisierung eines ganzen Stammes geschieht auf einfache Weise. Ein Brahmane kommt in die Dörfer, erfindet einen Stammbaum für den Häuptling, der in eine Radschputfamilie einmündet. Die religiösen Anschauungen brauchen kaum geändert zu werden; höchstens identifiziert man die Lokalgöttheiten mit Göttern des offiziellen Pantheons. Man erklärt den Stamm für eine Kaste und erläßt einige bindende Vorschriften. Die Umwandlung ist geschehen. In wenigen Jahrzehnten wird der Kampf um die 60 Millionen Urbewohner und Paria entschieden sein.

2. Von gleicher Wichtigkeit ist die Pflege des Schulwesens in allen Graden. Für den niederen und mittleren Unterricht ist ausreichend gesorgt.



Die höheren Mittelschulen (High Schools) namentlich sind zahlreich und gehören zu den besten im Lande. Die vier Universitätskollegien der Halbinsel erfreuen sich starken Besuchs und stehen keinen andern nach<sup>1</sup>. Hier sind indes noch einige Lücken auszufüllen. Ein Kolleg in Madras ist dringend gefordert, ein anderes im Norden (Lahore oder Allahabad) wäre wünschenswert. Die Bedeutung der höheren Schulen, der Universitätskollegien im besonderen, möge hier in kurzen Strichen dargelegt werden!<sup>2</sup>

Sie bilden eine Auslese von Katholiken heran, die im öffentlichen und privaten Leben erhöhten Einfluß auszuüben befähigt sind, und erleichtern die Heranziehung eines wissenschaftlich auf der Höhe stehenden einheimischen Klerus. Der wissenschaftliche und vor der Wissenschaft sich beugende Indier wird mit Achtung gegen die Kirche erfüllt. Sie tritt vor ihn als die Bannerträgerin der Kultur. Das Christentum ist also nicht bloß die Religion der Paria, wie es sonst scheinen möchte. Die Heidenmissionare weisen immer darauf hin, daß sie in den Kollegien einen kräftigen Rückhalt finden. Ihr Ansehen wird erhöht, da sie ja zu derselben Genossenschaft gehören, welche die Schulen leitet. Die eingeborenen Beamten, mit denen sie zu tun haben, sind teils selbst Zöglinge solcher Anstalten und dehnen ihre Anhänglichkeit an ihre alten Professoren auch auf deren Mitbrüder aus, oder sie kennen wenigstens den Einfluß und die Leistungen dieser Schulen und werden sich bemühen, gerecht und entgegenkommend zu sein. Im Gegensatz zu den atheistischen Staatschulen und den unbefriedigenden protestantischen Anstalten lernen die an den katholischen Schulen erzogenen Heiden, Mohammedaner und Parsen das Christentum von seiner besten Seite kennen; ihre schiefen und oberflächlichen Ideen werden richtiggestellt. Sie werden bessere Menschen, die über die zum Heil notwendigen Dinge genügend unterrichtet sind. Gewiß werden viele derselben in der Todesstunde gerettet. Jedenfalls werden sie zu der dem Christentum wohlwollenden Klasse Jungindiens gehören. Hauptsächlich bereiten die katholischen Schulen den Wandel in der Weltanschauung und die Rivellierung der Kastengegensätze vor. Jungindien sieht sich veranlaßt, seine Religion und Gesellschaftsform immer mehr zu läutern und zu verbessern. Schließlich wird vom Alten wenig mehr übrig bleiben, und der tief religiös veranlagte

<sup>1</sup> Daß „manche Hochschulen, besonders was die fachmännische Vertretung betrifft, kaum an unsere Gymnasien herankommen“ (Schmidlin, Religions- und Kulturverhältnisse im fernen Osten 216), ist doch, gelinde gesagt, eine starke Behauptung. Die katholischen Kollegien konkurrieren mit Erfolg mit den staatlichen und protestantischen Anstalten, die auserlesene Kräfte, manche von wissenschaftlichem Ruf, aus England heranziehen. Viele der katholischen Professoren haben nach ihren Ordensstudien die ausgezeichnetste fachmännische Ausbildung an deutschen und englischen Universitäten erhalten und würden auch als Professoren einer europäischen Universität ihren Mann stellen. Daß viel wertloses Schülermaterial die Kollegien besucht, aus dem auch der beste Professor keine Gelehrten machen kann, wird allenthalben bedauert. Was für Universitätsbildung geeignet ist, erhält eine wissenschaftliche Erziehung, die sich auch in Europa sehen lassen kann. [Hier nur das eine, daß „Hochschule“ die Übersetzung von High School ist! Meine Behauptung kann ich beweisen. V. d. R.]

<sup>2</sup> Ausführlich handelt darüber RM 37 (1908/09) 169. 193. 221.



Indien, der eine Religion haben muß, wird dann leichter den Anschluß an die Kirche finden. Auch für Indien wird einmal die Stunde der Gnade kommen, und die höheren katholischen Schulen werden am meisten dazu beigetragen haben, die natürlichen Hindernisse wegzuräumen.

Dem Zeitgeist entgegenkommend wird die Mission der höheren Frauen-erziehung mehr Aufmerksamkeit schenken müssen. Im mittleren Schulwesen ist durch unsere ausgezeichneten, von Schwestern geleiteten Anstalten, die in Indien an erster Stelle stehen, vortrefflich gesorgt. Auch die Notwendigkeit von Frauenkollegien hat man erkannt, und man ist in Bombay an der Arbeit, ein solches ins Leben zu rufen; in Madras hat man wenigstens den Plan gefaßt<sup>1</sup>. Wie die indische Frau durch ihren Einfluß in der Familie die stärkste Stütze des Heidentums war, so wird die in katholischen Anstalten erzogene, auch wenn sie unter dem Kastenzwang Heidin bleibt, wenigstens ihre Begnerschaft aufgeben. Die günstigsten Erfahrungen sind hierin schon gemacht worden.

Zur Heranbildung des Klerus bestehen genügend Seminare. Vielleicht läßt sich durch weitere Einigung größere Kräfteersparnis erzielen. Es ist zu wünschen, daß mehr katholische Lehrkräfte für unsere Schulen herangebildet werden. Es wird aber niemals möglich sein, nur Katholiken anzustellen, da bei dem großen Umfang des katholischen Schulwesens das für den Lehrstand geeignete Material nicht ausreicht.

Eine ähnliche Aufgabe wie der Erziehung fällt der katholischen Presse zu. Während für die Bedürfnisse der Katholiken hinreichend gesorgt ist, hat man überall die Notwendigkeit erkannt, eine größere auf der Höhe stehende apologetische Literatur zu schaffen, um den Heiden näher zu kommen, sie aufzuklären und zu belehren.

3. Die caritative Seite der missionarischen Wirksamkeit tritt in Indien hinter den beiden bisher behandelten Hauptaufgaben zurück, da die Regierung eine bedeutende Fürsorgetätigkeit entfaltet und die Ausübung der Seelsorge in ihren Anstalten gestattet. Ganz gewiß wird die Mission auch weiterhin Findel- und Waisenhäuser, Greisen- und Witwenasyle, Aussäbigenheime und Armenapotheken in möglichst großer Zahl unterhalten müssen. Die katholische Mission besitzt wenig Spitäler, darunter allerdings einige von erstklassiger Bedeutung, wie das Marthaspital von Bangalor und den Komplex von Heilanstalten, den P. Müller in Mangalor ins Leben rief<sup>2</sup>. Mehr zu tun in dieser Hinsicht wäre wohl wünschenswert, ist aber nicht notwendig, da der Missionar zu den staatlichen Spitälern Zutritt hat; zudem wäre es zu kostspielig, da nur die vorzüglichste Ausstattung die Konkurrenz mit den ganz auf der Höhe stehenden staatlichen und städtischen Krankenhäusern er-

<sup>1</sup> Hier sind die vereinigten Protestanten uns zuvor gekommen mit der Gründung eines Kollegs 1915 (M3 43 [1916] 470; IRM 3 [1916] 42). — Über den Stand der Angelegenheit in Bombay s. RM 45 (1916/17) 247 f.

<sup>2</sup> Außer den beiden genannten sind noch folgende Missionspitäler bekannt: 1 in der Diözese Kumbakonam, 1 in Bangalor, 1 in Verapoly, 1 in Bombay, 1 in Rawalpindi (für Frauen und Kinder).



möglichte. Nur in ganz seltenen Fällen haben Schwestern die Besorgung der Kranken in den Regierungsspitalern<sup>1</sup>. Die Tatsache findet ihre Erklärung darin, daß die englische Überlieferung, wonach die Krankenpflege als angesehenen weltlicher Beruf gilt, der allezeit überfüllt ist, nach Indien verpflanzt wurde. Der ärztlichen Mission kommt aus den eben angeführten Gründen nicht die Bedeutung zu wie in China, freilich mit einer wichtigen Ausnahme. Katholische Ärztinnen könnten unter der nach außen sich abschließenden Frauenwelt viele Seelen retten und der Mission den guten Willen der Eingeborenen verdienen. Manche Schwesterngenossenschaften leisten hierin mit ihren geringen medizinischen Kenntnissen schon Bedeutendes. Es ist aber wohl in Betracht zu ziehen, daß diese ursprünglich mohammedanische Sitte nur die höheren Klassen der Hindu und Mohammedaner, und zwar meist nur in Nordindien, in ihrem Bann hält und allmählich aufgegeben wird. Auch von protestantischer Seite ist darauf hingewiesen worden, daß zu großes Entgegenkommen gegen die Abschließung der Frauen das Vorurteil nur weiter am Leben erhalte<sup>2</sup>. Solange es noch besteht, kann dadurch abgeholfen werden, daß mehr katholische eingeborene Mädchen den medizinischen Beruf ergreifen und sich diesen Zweig der ärztlichen Tätigkeit als besondere Aufgabe wählen.

Um die armen Christen auch wirtschaftlich voranzubringen, wird die Mission, wo sich das Bedürfnis zeigt, auf industrielle Ausbildung und Förderung heimischer Industrien (z. B. der Weberei) weiterhin ihr Augenmerk richten. Die Gründung von Kreditgenossenschaften macht erfreuliche Fortschritte.

Mit diesen und andern Aufgaben (Pfarr- und Soldatenseelsorge) vor Augen muß jede Mission bei der gänzlich unzureichenden Zahl des Personals jedem Zweig die Missionskräfte in dem Verhältnis zuweisen, das sich nach Erwägung der örtlichen Bedürfnisse als entsprechend herausstellt. Gewiß werden über die Wichtigkeit der einzelnen Bedürfnisse und die Richtigkeit der Verteilung wie früher so auch in Zukunft Meinungsverschiedenheiten bestehen. Überall sollte mehr geschehen und würde mehr geschehen, wenn das Missionsheer um das Doppelte oder Dreifache verstärkt würde. Für Indien als Ganzes wäre noch zu wünschen: ein einheitlicheres Zusammenwirken der verschiedenen Missionsgruppen auf den Gebieten der Schule, der Presse und der sozialen Fürsorge; eine zweckmäßigere Verteilung dieser Gruppen; endlich eine Gesamtorganisation aller katholischen Kräfte (ohne nationale Spitze gegen europäische Missionare) zur Verteidigung und Ausbreitung des Glaubens.

Nach dem Urteil vieler unabhängiger Beobachter, Europäer und Indier, Ungläubiger und Protestanten, braucht die katholische Mission nicht zu befürchten, von den Protestanten überflügelt zu werden, wenn sie nur ausreichend besetzt wird. Der Indier fühlt sich weit stärker zu den katholischen

<sup>1</sup> In zwei Spitälern der Erzdiözese Colombo, und in zweien der Diözese Quilon. In zwei Spitälern der Diözese Allahabad besorgen Schwestern den Dienst; es konnte nicht festgestellt werden, ob es Missions- oder Regierungsspitaler sind.

<sup>2</sup> IRM 6 (1917) 295 ff.



Priestern und Schwestern und zur katholischen Religion hingezogen. Deshalb soll auch in Zukunft jede katholische Nation bestrebt sein, sich in Indien ein Arbeitsfeld zu suchen<sup>1</sup>. Die Arbeit wird sich reichlich lohnen. Auch deutsche Missionare werden wieder dahin eilen, sobald sich die Tore öffnen. Ihre Mühen gelten ja nicht der Regierung, sondern der Kirche und der geistigen Umwandlung des bedeutendsten asiatischen Kulturvolkes, das bis jetzt die halbe Menschheit geistig beeinflusst hat. Indien übt noch eine besondere Anziehungskraft aus als das altklassische Missionsland, wo der Paulus der Neuzeit, der hl. Franz Xaver, gewirkt hat und wo er noch jetzt in seinem monumentalen Grab inmitten der ehrwürdigen Ruinen von Goa ruht.

## Rundschau.

### Die Missionen im gegenwärtigen Weltkrieg.

Von Prof. Dr. Schmidlin in Münster.

#### I. Heimatliches Missionsleben.

Während das Breslauer Kursusprojekt für den Klerus des Ostens vorläufig an den Verpflegungsschwierigkeiten scheiterte, konnte der deutsche Lehrerinnenkursus in Münster vom 7. bis 9. September unter dem Protektorat des Diözesanbischofs sich glänzend entwickeln, womöglich noch glänzender als der vorjährige von Köln. Veranstaltet vom missionswissenschaftlichen Institut unter Mitwirkung des katholischen Lehrerinnen- und Oberlehrerinnenvereins, umsichtig und umfassend vorbereitet durch ein weiteres und ein engeres Komitee, namentlich durch letzteres, dessen Mitglieder unter der bewährten Leitung von Direktor Mgr. Schumacher in den Gesamtberatungen wie in den verschiedenen Ausschüssen unermüdlich tätig waren<sup>2</sup>, erfreute sich der Lehrgang des schönsten Besuches und Verlaufes. Nicht weniger als 1070 Damen zum weitaus größten Teil aus Westfalen, darunter ca. 20 Oberlehrerinnen und ca. 60 Lehrschwestern verschiedener Gesellschaften, fanden sich zur Teilnahme ein, so daß die Liste schon vorher abgeschlossen und als Vorlesungslokal statt des Auditorium maximum der Universität die Aula des städtischen Realgymnasiums gewählt werden mußte. Mit unvergleichlicher Ausdauer, Regelmäßigkeit und Aufmerksamkeit folgten alle vollzählig sämtlichen Darbietungen. Ergänzend und erläuternd trat einerseits eine Literaturausstellung unter Leitung von P. Gonjalvus O. Cap., anderseits eine ethnographische und Paramentenausstellung der Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen hinzu. In Verbindung mit letzterer organisierte der Kursus am Vorabend für die weitere Frauenwelt der Stadt eine öffentliche Missionsversammlung im Arbeiter-

<sup>1</sup> Es wird ein jeder mit Freuden begrüßt werden, denn von dem sogenannten Missions-, „Monopol“, d. h. dem eifersüchtigen Fernhalten anderer Genossenschaften oder Missionare vom eigenen Gebiet, ist meines Wissens in Indien nichts bekannt.

<sup>2</sup> Besonders die Schriftführerin des Ortskomitees und Vorsitzende des Münsterischen Lehrerinnenvereins Frä. Kruse, für die Anmeldungen Frä. Fleiter, für die Unterbringung und Verpflegung Frä. Gerdes, Frä. Helfferich und Frä. Simon, für dieassenverhältnisse Frä. Grauert und Frä. Busch, für die Presse Frä. Büning und Frä. Hüfmann, für die technische Seite Domprediger Dr. Donders und Frä. stud. math. Middeler.